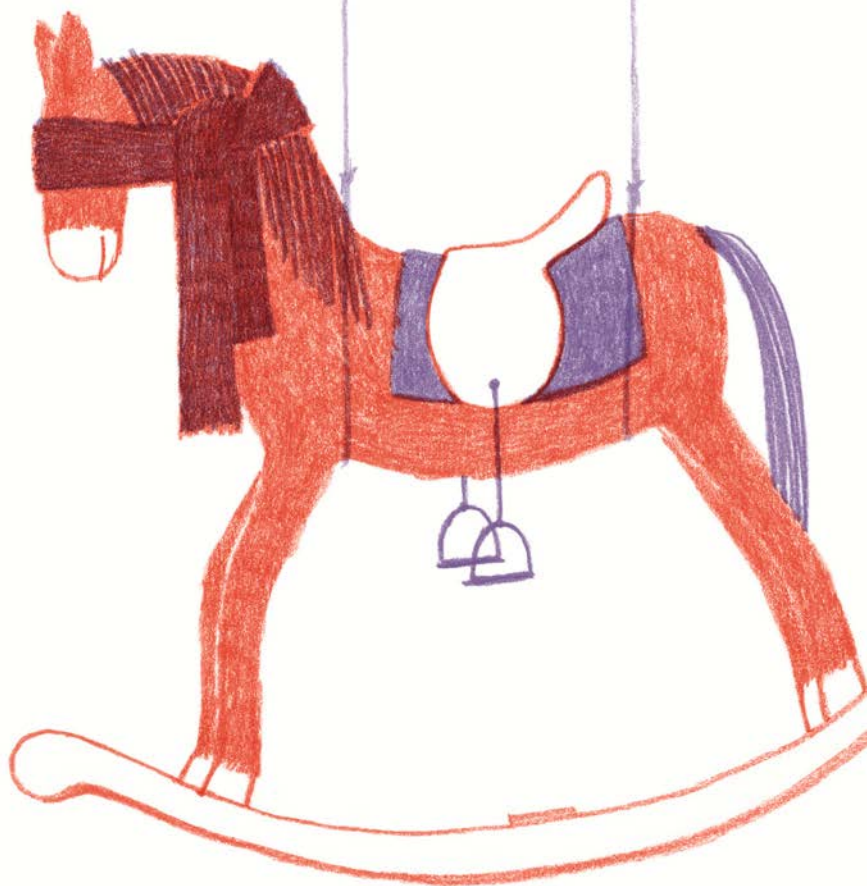


Katharina Bendixen Roman

# Ich sehe alles





Katharina Bendixen

# Ich sehe alles

Roman

Erste Auflage 2016  
© 2016 poetenladen, Leipzig  
Alle Rechte vorbehalten  
ISBN 978-3-940691-77-4

Illustration und Umschlaggestaltung: Miriam Zedelius  
Druck: Pöge Druck, Leipzig  
Printed in Germany

Poetenladen, Blumenstraße 25, 04155 Leipzig, Germany  
[www.poetenladen-der-verlag.de](http://www.poetenladen-der-verlag.de)  
[www.poetenladen.de](http://www.poetenladen.de)  
[verlag@poetenladen.de](mailto:verlag@poetenladen.de)

1



Gleich als die Schiebetüren sich öffnen und mich aus der Gepäckausgabe entlassen, sehe ich ein Lachen. Eine Frau lacht über das ganze Gesicht, und ich denke zuerst, sie lacht mir entgegen. Aber sie meint den Mann, der im Flugzeug neben mir gegessen hat und jetzt hinter mir läuft. Ich lasse mich überholen und beobachte, wie er auf die Frau zugeht. Er breitet seine Arme aus, und sie springt hinein. Die beiden wirbeln herum und geben dabei den Blick auf das Pappschild frei, auf dem in schwarzer Schrift mein Name steht. Ein hochgewachsener Mann hält es fest. Auch ohne das Schild hätte ich ihn erkannt. Während der Landung habe ich mir noch einmal das Foto angesehen, das ich vor vier Monaten in meinen E-Mails fand: Tabea mit Thomas und Meike, ihren Eltern. Ich kenne die Gesichter meiner Gastfamilie schon auswendig.

Vorsichtig setze ich mich wieder in Bewegung, mein Koffer klackt über die Kacheln, und sage: »Ich glaube, bei Ihnen bin ich richtig.«

Thomas schiebt seine rechte Hand in meine, und ich schließe die Finger zu schnell, sodass unser Händedruck misslingt. »Schön, dass du da bist. Waren wir am Telefon nicht per du?«

Schon hat er mir den Koffer abgenommen und ist durch die Drehtür nach draußen getreten. Obwohl ich nur noch den kleinen Rucksack trage, komme ich kaum hinterher. Eher hinter- als

nebeneinander laufen wir über den Parkplatz. Von der Seite gesehen, in seiner Jeans und dem verblichenen T-Shirt, könnte Thomas gut in meinem Alter sein.

»Bist du enttäuscht, dass die Kleine nicht dabei ist?« Er wartet, bis ich seinen kurzen Schatten erreicht habe. »Die Erzieherinnen sehen es nicht gern, wenn man sie später bringt oder eher herausnimmt. In solchen Sachen sind sie ziemlich streng.«

Nun muss ich etwas sagen, über die Regeln in deutschen Kindergärten oder über das hiesige Wetter, hoffentlich brennt die Sonne nicht immer so heiß, über den Flug oder über die letzten Stunden, wie ich Sachen für ein Jahr herausgesucht, wie ich mich an der Sicherheitsschleuse umgedreht habe. Ich stelle meinen Rucksack in den Kofferraum und schweige.

Sachte lenkt Thomas den Wagen vom Parkplatz. Die Klimaanlage bläst mir lauwarmen Mief und dann immer kältere Luft ins Gesicht. Draußen fliegen Flachbauten vorbei, ein deutsches Möbelhaus und ein deutscher Supermarkt, dazwischen oberirdische Gasleitungen und eine weiße Werbetafel, die mich zu fragen scheint: WAS HAST DU DIR DABEI EIGENTLICH GEDACHT? Die Sonne glitzert auf den Wagendächern, ein Strahl fällt mir schmerzhaft in die Augen. Als Thomas schaltet und sein Hemd meinen Unterarm streift, rücke ich ein Stück von ihm ab.

»Nicht erschrecken«, sagt er, »unser Viertel ist anders.«

»Ich weiß, worauf ich mich einlasse.« Sofort ärgere ich mich über meine leeren Worte. Ich habe mich doch wochenlang vorbereitet. Nachdem meine Tante mir von ihrem ehemaligen Kollegen und seiner Familie erzählte, habe ich stapelweise Bücher aus der



Bibliothek geholt und das Internet durchforstet. Im Wagen ist es mittlerweile so kühl, dass ich meine Scheu nicht mehr auf die Hitze schieben kann.

»Weißt du auch, womit sich die Leute hier herausreden«, fragt Thomas, »sie sagen, dass ihrem Land kein reicher Westteil unter die Arme gegriffen hat. Nur in der Innenstadt gab es genug Investoren, da wirst du dich wie in Deutschland fühlen.«

Thomas redet von der Grenzöffnung, als lebte er nicht seit zwei, sondern seit zwanzig Jahren hier. Er erwähnt Politiker, deren Namen ich anders ausgesprochen hätte. Mein Blick bleibt an den Wegweisern hängen, ich kann nicht unterscheiden, ob darauf Städte oder Sehenswürdigkeiten ausgemalt sind. Aber bald werde ich das wissen. Vor dem Abflug habe ich beschlossen, mich auf die neue Sprache zu freuen, genau wie auf Tabea, die von ihren Eltern schon in den E-Mails »die Kleine« genannt wurde. Vom Foto kenne ich sie mit Rattenschwänzchen, wie eine Erwachsene schaut sie in die Kamera. Ihr Lispeln verfestigt sich, auch deshalb haben Thomas und Meike nach einem deutschen Aupair für ihre Tochter gesucht.

»Das muss aufregend für dich sein«, sagt Thomas, »für uns war es am Anfang auch nicht leicht. Immerhin sind wir in Europa und nicht im Busch. Obwohl meine Frau sagt, dass sie sich manchmal so vorkommt. Sie hat mehr mit den Leuten hier zu tun, nicht nur mit ihren Angestellten, sondern auch mit Handwerkern und dem Zoll.«

In diesem Moment löst sich von dem Auto vor uns ein Fahrrad. Eben war es noch an der Kofferraumklappe befestigt, jetzt schlit-

tert es über die Straße. Thomas reißt das Lenkrad zur Seite, ich klammere mich an den Griff über der Tür. Hinter uns hupt es, aber es ist kein Scheppern zu hören, kein Krachen, kein Aufprall, und ich sage mir, dass ich in einem solchen Moment Angst haben darf. In einem solchen Moment hätte jeder Angst, sicher nicht aus demselben Grund, aber Angst hätte jeder. Als mein Herz wieder regelmäßig schlägt, sage ich, und ich lege so viel Sicherheit in meine Stimme, als wollte ich mich selbst verhöhnen: »Bestimmt lebe ich mich schnell ein.«

Am Telefon wollte ich nicht glauben, dass das Haus so groß ist. Ich dachte, Meike will Eindruck schinden, nun sehe ich, dass sie nicht übertrieben hat. Die nächsten elf Monate werde ich in einer richtigen Villa leben, mit einem riesigen Wohnzimmer und zwei Arbeitszimmern, mit einem großen Bad in der ersten Etage und meiner Einliegerwohnung samt Dusche und Toilette unterm Dach. Alle Fensterläden sind geschlossen, es ist kühl und trocken und fast zu dunkel. Von der runden Gestalt im Esszimmer erkenne ich nicht mehr als die weißen Haare und die Löcher der Augen. Das muss die Haushälterin sein, die sich bisher um die Kleine gekümmert hat. Thomas nennt ihren Namen, schon am Telefon habe ich ihn nicht verstanden. Als er mein Gesicht sieht, sagt er: »Du kannst sie Gute Seele nennen, so halten wir das auch. Das Kinderzimmer soll dir dann die Kleine zeigen. Am besten, du packst erst einmal aus.«

Ich bleibe allein auf dem dunklen Flur zurück. Auf meiner Haut liegt Schweiß, ich erkenne den großen Spiegel und den Telefon-

tisch nur in Schemen. Jetzt muss ich meine Füße vom Boden lösen und nach oben steigen, ich muss die Fensterläden öffnen, meine Wäsche im Schrank und mein Waschzeug im Bad verstauen. Den leeren Koffer schiebe ich unters Bett und lege die Gastgeschenke zurecht, stapel Reiseführer und Wörterbuch auf dem Schreibtisch. Dazu stelle ich das Foto meines Freundes. Es ist nicht aktuell, doch es ist das Foto, das mir am besten gefällt. Seit Jahren begleitet es mich auf Reisen, genau wie der Kapuzenpullover, in dem sich sein Geruch am längsten hält. Ich lege ihn unters Kopfkissen und hole das Handy heraus. *Bin gut gelandet und guter Dinge*, tippe ich. Das stimmt nicht ganz, aber im Laufe der Wochen werden meine Worte sicher wahr. Ich habe mir vorgenommen, meinen Freund nicht allzu sehr zu vermissen, und sicher telefonieren wir bald. Gerade sitzt er wahrscheinlich in der Bibliothek. Ich sehe ihn an seinem Stammplatz, unter den großen Fenstern, mit dem Rücken zu den Kopierern. Seit vier Jahren schreibt er dort an seiner Dissertation. Obwohl ich lieber zu Hause arbeite, habe ich mich für meine Seminararbeiten manchmal dazu gesetzt. Wenn mir die richtige Formulierung nicht einfallen wollte, habe ich aufgesehen. Ich habe sein ruhiges, konzentriertes Gesicht angesehen, dieses Gesicht, das ich besser kenne als alle anderen Gesichter, und den Zettel, der über den Kopierern hängt: JEDES BLATT HAT ZWEI SEITEN!! Dieser Spruch gefällt mir stets aufs Neue.

Drei Stunden später sitze ich mit zwei wildfremden Menschen auf einer wildfremden Couch, und auf dem Glastisch vor uns steht

eine Platte mit Rührkuchen und hellem Gebäck. Weder Thomas noch Meike bedienen sich, und die Kleine hat sich, ohne mich zu begrüßen, unter den Flügel verzogen. Immerhin liege ich mit meinen Mitbringseln richtig, zwei dunkle Brotlaibe, den Tipp hat mir meine Tante gegeben. Eins will Meike gleich zum Abendessen anschneiden, angeblich können die hier außer Weißbrot nichts. Auch auf diese Bemerkung weiß ich nichts zu erwidern.

Ich nicke, als Thomas mich bittet, nicht das Aupair, sondern ein Familienmitglied zu sein. Ich weiß jedoch nicht, ob ich alles, was mich stört, ansprechen kann und ob ich meine Abende wirklich im Wohnzimmer verbringe statt in meiner neuen kleinen Wohnung. Ich verstehe nicht, woher meine Gasteltern ihre Sicherheit nehmen. Ich bin ihr erstes Aupair, für sie ist die Situation auch völlig neu. Mein Schweigen scheint ihnen nicht aufzufallen. Ganz selbstverständlich erzählt Thomas von der Erzieherin aus dem internationalen Kindergarten, die nicht Sandalen, sondern Absatzschuhe trägt und damit regelmäßig im Sand umknickt. Die beiden schauen sich an und lachen, und endlich sage ich etwas. Ich rede von meinem Studium und von den zwei Monaten, die ich während der zwölften Klasse in England verbrachte. Meine Stimme klingt fern. Wenigstens fällt im schummrigen Licht nicht auf, dass meine Wangen glühen.

Die Kleine locken meine Worte nicht unter dem Flügel hervor, und das Kinderbuch über Hamburg hat sie nicht einmal in die Hand genommen. Sie zieht ein Gesicht, als sollte ich sofort wieder abreisen. Schon zum dritten Mal drückt sie eine tiefe Taste.

»Nicht klimpern«, zischt Meike, »das weißt du genau.«

»Darf ich raus?« Rauss, ihr Sprachfehler ist deutlich zu hören.

»Geh ruhig«, sagt Thomas.

»Und wer kommt mit?«

»Ich könnte –«

»Wir unterhalten uns gerade«, fällt Meike mir ins Wort.

»Papa kommt mit«, sagt die Kleine.

»Wenn wir uns fertig unterhalten haben.«

»Ich will nicht, dass die Frau bei uns wohnt.«

»Darüber haben wir gesprochen.«

»Ich will raus.«

»Draußen ist es heiß.«

»Immer ist es zu heiß.« *Sssu* heiss.

Die Kleine tappt auf die Terrassentür zu. Die Jalousien verbergen den Garten, nur einzelne Birkenblätter sind durch die schmalen Schlitzte zu sehen. Sie reflektieren die Sonne wie der Fluss, der die Stadt teilt. Wenn es kühler wird, ist es sicher angenehm im Garten. Vielleicht werden wir draußen die letzten schönen Herbsttage verbringen, vielleicht sitzen wir dort zu dritt, zu viert, zu fünft, und vielleicht verschwindet darüber auch meine Angst, dass mein Freund Recht hat und ich mit diesem Jahr in der Fremde die falsche Entscheidung getroffen habe.

»Es ist nicht heiß«, sagt die Kleine.

»Drinnen nicht«, sagt Meike, »da draußen gibt es keine Klimaanlage.«

»Braucht auch niemand, weil es nicht heiß ist.«

»Heute Mittag waren achtunddreißig Grad.«

»Wie lange unterhaltet ihr euch noch?«

Thomas steht auf. »Na los.«

»Fertigmachen zum Start!« Wie ein Schrei fällt das Sonnenlicht ins Zimmer, die Kleine stürmt mit ausgebreiteten Armen ins Freie. Hitze legt sich auf mein Gesicht, Meike drückt die Terrassentür ins Schloss. »Ich vertrage diese Sommer einfach nicht.«

Erst jetzt fällt mir auf, wie ruhig es hier ist. Auf der Fahrt vom Flughafen war die Stadt nichts als Lärm. Hier schwächt kein Auto unser Schweigen ab, kein Bus, keine Bahn. Als ich aufschau, kreuzen sich unsere Blicke. Zwei, drei Sekunden vergehen, dann zieht Meike ihre Mundwinkel nach oben. Es ist kein richtiges Lächeln, überhaupt wirkt meine Gastmutter anders als auf dem Foto. Darauf gibt sie sich wirklich wie eine Mutter, und sie hat dieselben schmalen Lippen, aber sie trägt Feinstrumpfhosen unter ihrem Rock und über der Bluse einen Blazer, als würde sie zumindest unter der Woche keinesfalls mit ihrer Tochter spielen.

»Du musst Hunger haben«, sagt sie, »greif zu!«

»Danke«, sage ich und nehme mir nichts.

Die Haushälterin betritt das Wohnzimmer, in der Hand einen Teller mit noch mehr Gebäck, den sie wortlos auf dem Tisch platziert. Wenn sie könnte, glaube ich, würde sie uns helfen. Sie versteht Deutsch nur, sprechen kann sie es nicht, wie viele Angehörige der deutschen Minderheit. Ich kann sie um alles bitten, hat Meike gesagt. Das ist mir schon jetzt unangenehm, und die Geschichte, die Meike erzählt, bringt mich wieder zum Schweigen. Es geht um ihren ersten Tag in der Stadt, an dem sie den Umrechnungskurs noch nicht kannte und für eine Taxifahrt den zehnfachen Preis gezahlt hat, statt elf Euro einhundertzehn. Mögli-

licherweise, sagt sie, hat sie damit einem Kind die Schulbücher finanziert. Allerdings würde sie lieber selbst entscheiden, wen sie unterstützt. »Du wirst bald merken, wie schwierig es hier ist.«

Zum Glück sind Thomas und die Kleine schnell zurück. Mit halber Stimme sagt sie: »Du kannst zu meiner Geburtstagsparty kommen. Wir machen einen Hubschrauberflug.«

»Natürlich keinen richtigen«, sagt Meike.

»Klar einen richtigen. Wohnst du bei uns, weil du arbeitslos bist?«

»So ungefähr.«

»Wenn du willst, findest du eine Arbeit. Das weiß ich von der großen Anna. Du kannst ihren Papa fragen, er hat ganz viele Jobs.«

»Und was machst du jetzt«, fragt Thomas.

»Jetzt soll ich dir mein Zimmer zeigen.« Mein Szimmer sseigen.

Viel zu langsam steigen wir nach oben, die Kleine lässt die Schuhe auf das Holz der Treppe poltern. Ich muss aufpassen, dass ich nicht stolpere, niedrig, wie die Stufen sind. Vor dem großen Spiegel stehen hässliche Vasen, kniehoch, mit Ornamenten. Bestimmt haben Thomas und Meike sie von den Vormietern übernommen, so wie sie auch die Haushälterin übernommen haben. Das hat meine Tante erzählt, und Thomas und Meike haben mir am Telefon versprochen, dass die Umstellung gut funktionieren wird. Hoffentlich haben sie sich nicht getäuscht.

Das Kinderzimmer erschlägt mich mit seinen bunten Wänden und der riesigen Weltkarte über dem Bett. Das Spielzeug ist in Plastikwannen verstaut, auf dem Boden liegen nur drei Flugzeuge.

»Sind das Flu, Flo und Fla«, frage ich, »sind die gerade aus Neuseeland zurück?«

»Flugzeuge haben keine Namen«, sagt die Kleine, »bist du in Neuseeland gewesen? Da fliegt man einen ganzen Tag.«

»Letzten Winter war ich in Spanien«, sage ich, »das dauert nur eine Stunde. Und im Frühjahr war ich fast in Thailand.«

»Eine Stunde ist langweilig«, sagt die Kleine, »da gibt es nichts zu essen.«

»Schmecken dir die kleinen Brötchen im Flugzeug auch so gut?«

Erstaunt sieht die Kleine mich an. »Woher weißt du das?«

Vielleicht gewinne ich. Wenn ich es richtig anstelle, wird die Kleine mich binnen weniger Tage lieben, und wenn sie mich nicht liebt, wird sie mich jedenfalls brauchen, und dann habe ich etwas, woran ich mich festhalten kann.

»Und du«, frage ich, »hast du einen Namen?«

Die Kleine schweigt.

»Wenn du ihn nicht sagst, errate ich ihn eben. Heißt du Jana?«  
Sie presst ihre Lippen aufeinander.

»Oder Juna?«

Sie rollt ihren Rocksäum ein.

»Jula?«

Sie schüttelt den Kopf.

»Weißt du was? Ich nenne dich einfach Juli.«

»So heiße ich nicht!« Ssso heissse ich nicht.

»Dann ist das unser Geheimname.«



Ich erwache mit weniger Angst und einem Hauch Neugier und wasche mir schnell den Traum der ersten Nacht aus dem Kopf. Zum Frühstück bin ich mit Thomas und der Kleinen allein. Die Haushälterin kommt erst um die Mittagszeit, und Meike verlässt die Villa zeitig. Sie leitet die Personalabteilung im Autowerk, das westlich der Stadt errichtet wird. Zwei Jahre dauert der Bau bereits an, fast sechs Monate länger als geplant. Einzelne Hallen produzieren schon, und der erste komplette Wagen, der im Februar vom Band rollen soll, ist bereits verkauft.

»Wer kauft so einen Wagen«, frage ich.

»Das willst du nicht wissen.« Thomas winkt ab. »Komm bei Gelegenheit lieber mit in den Schulclub.« Nach der Hofpause schließt er auf, dienstags und donnerstags ist langer Abend: Es werden Filme gezeigt oder Vorträge gehalten, über das Ranking deutscher Universitäten oder über Essstörungen. Letztes Jahr war jemand von der Sexualberatung da, danach hat es Beschwerden gehagelt. Ohne die Eltern, sagt Thomas, wäre das ein Superjob.

»Ich habe einen Geheimnamen«, sagt die Kleine, »du darfst ihn aber nicht Mama verraten.«

»Wo hast du den schon wieder her«, fragt Thomas, »wenn du nichts mehr essen willst, holst du dir was zum Spielen.«

Von ihrem Brot hat die Kleine nur einmal abgebissen, offenbar ist sie genauso aufgeregt wie ich. Ich rühre mein Müsli um, ehe ich sage: »Mein Freund hat ein Praktikum in dieser Richtung absolviert. Er hat auch Soziologie studiert, in den letzten Jahren hat er sich allerdings auf die Theorie verlegt.«

Ich muss an seinen Enthusiasmus denken, wenn er mir eine neue These, eine neue Beweiskette erklärt. Manchmal erfassen ihn seine Gedanken derart, dass seine Wangen sich röten und er das Essen auf seinem Teller vergisst. Ich möchte ihn dann umarmen und den restlichen Tag mit ihm verbringen, aber er wehrt mich ab, weil er weiter muss, weil er schreiben will, schreiben, schreiben.

»Einen Freund hat deine Tante gar nicht erwähnt«, sagt Thomas, »wie lange seht ihr euch jetzt nicht?«

»Wenn er mich besuchen kommt«, frage ich, »kann er dann hier wohnen?«

Die Kleine kehrt mit ihren drei Flugzeugen zurück, die Haare trägt sie plötzlich offen.

»Denkst du, ich merke das nicht«, fragt Thomas, »und beim Kämmen gibt's wieder Theater?«

»Ich spiele ganz vorsichtig, dann verfitzt nichts!« Täuschend echt imitiert sie die Geräusche, mit denen die Flugzeuge in die Glasfront krachen. An zwei Stellen hat die Scheibe bereits einen Sprung.

»Ein Flugzeug mit großen Flügeln«, sagt sie, »fliegt besonders hoch.«

»Das liegt am Auftrieb«, sagt Thomas.

»Es liegt an den Flügeln«, sagt die Kleine.

»Oder jemand hat das Flugzeug verzaubert«, sage ich.

Bevor wir die Villa verlassen, schreibt mir Thomas die Verbindung zum Kindergarten auf und will wissen, ob ich das wirklich schaffe. Ich werfe einen kurzen Blick auf das Blatt, eine Buslinie,

eine Straßenbahn, an der Margaretenbrücke müssen wir umsteigen. Das wirkt nicht allzu kompliziert, und es kommt mir richtig vor zu nicken.

Aber ich bin voreilig gewesen. Schon jetzt, um halb neun, ist es so heiß wie in Hamburg höchstens dreimal im Jahr, und alles ist neu, die Sprache, die Stempelkarten, und bilde ich mir das nur ein oder beäugt mich diese alte Frau? Am Einstieg hat sie mit ihrem Taschenwagen gekämpft, und da niemand aufgestanden ist, hätte ich ihr zur Hilfe kommen müssen. Ich schäme mich für mein Versäumnis, und das Wort für *Entschuldigung*, das ich mir gestern Abend eingeprägt habe, habe ich schon wieder vergessen. Ihre Fingernägel sind gelb, ihre Strumpfhosen zerrissen, und sie trägt den muffigen Geruch von Menschen, die kein Zuhause haben. Sie muss jedoch über siebzig sein, und auch wenn ich gelesen habe, dass die Verhältnisse hier andere sind, kann so etwas nicht gemeint gewesen sein.

»Wieso steigen wir nicht aus?« Die Kleine zieht an meiner Hand.  
»Fahren wir nicht in den Kindergarten?«

Über den Türen klingelt es schon, gerade schaffen wir es noch nach draußen. Die Kleine löst sich aus meinem Griff und läuft los.

»Stopp«, rufe ich, »ich habe stopp gesagt!«

Ein Auto bremst scharf, ich greife nach dem glatten Körper der Straßenbahn. Hinter uns hupen Autos, ich zerre die Kleine zum Bürgersteig. »Du hörst auf mich genauso wie auf die Gute Seele, hast du das verstanden?«

Bevor meine Beine nachgeben können, setze ich mich auf den heißen Asphalt.

Die Kleine schüttelt meine Hand ab. »Du hast mir wehgetan! Wieso bringt mich nicht mehr die Gute Seele in den Kindergarten? Papa soll mich bringen! Er hat mir versprochen, dass du lustig bist. Du bist aber nicht lustig.«

»Einfach loszurennen, ist auch nicht lustig.«

»Du kennst ja nicht einmal den Weg.«

Am Haus hinter uns richtet ein Schütze seinen spitzen Pfeil auf mich. Ich zwinge mich auf die Füße zurück, ich will den Vorfall sofort vergessen. »Da hast du Recht. Und ich weiß auch nicht, wie deine Kindergartenfreundinnen heißen.«

»Die heißen Anna.«

»Alle? Da kommt eure Erzieherin bestimmt durcheinander.«

»Das eine ist die große und das andere die kleine Anna. Die kleine Anna ist heute Mittagsskind, mittwochs hat ihre Mama nämlich frei. Sie arbeitet in einem Museum mit toten Tieren, aber mittwochs ist es geschlossen.«

»Und ihr Papa ist der, der so viele Jobs hat?«

»Das ist die große Anna. Du weißt wirklich gar nichts. Wann fährst du wieder nach Hause?« Fährsst, nach Hausse, bestimmt ist es gut, dass ich die Kleine jetzt betreue. Leise frage ich: »Kannst du ein Geheimnis bewahren?«

»Sage ich nicht«, sagt die Kleine.

»Das eben mit der Haltestelle, behalten wir das für uns?«

»Warum?« Sie läuft die Straße entlang, als wäre sie allein, und biegt in einen Vorgarten ein. Die Tür zum Kindergarten ist so schwer, dass ich ihr doch helfen muss. Die Erzieherin mit den Absatzschuhen entdecke ich nirgends, die Vollmacht gebe ich einer

anderen Erzieherin, die meine Hand fest umschließt und unbestimmt sagt: »Welcome to the most exciting city of Europe!«

Am nächsten Morgen verpasse ich die richtige Haltestelle nicht. Ich gebe die Kleine ab und widerstehe dem Wunsch, auf der Stelle in die Villa zurückzukehren. Ein Aupair muss seine neue Stadt erkunden, deshalb ziehe ich einen kleinen Kreis. Den Kreis am nächsten Tag ziehe ich schon etwas größer, so entschlossen, als gäbe es nur noch diese Stadt und mich. So habe ich mir das vor der Abreise ausgemalt: Neugierig erkunde ich mein neues Zuhause und berichte meinem Freund von meinen Entdeckungen. Allerdings habe ich nicht damit gerechnet, dass ich ausschließlich von grauen Gebäuden umgeben sein werde und mich von überall her die verwitterten Gesichter von Obdachlosen ansehen. Die schönen Viertel sind sicher anderswo, und sobald ich diese Viertel entdeckt habe, geht es mir besser. Vorerst folge ich den Sandalenschritten der Touristen, ich folge den Suchern ihrer Fotoapparate. Sie helfen mir, die berühmte Postsparkasse zu finden, das Parlamentsgebäude und den Stephansdom, von dessen Dach mich steinerne Bischöfe milde mustern. Nur das älteste Kaffeehaus finde ich nicht, die Stadt scheint von Wegweisern nicht viel zu halten.

Die zerrupften Tauben übersehe ich einfach. Ich übersehe die Abgase, dick wie Butter, die rissige Erde, aus der nur verkümmerte Bäume wachsen, und die alte Frau, die nichts als zwei Töpfe Lavendel anzubieten hat. Von einer Rolltreppe lasse ich mich unter die Erde bringen. Hier riecht es anders als in den U-Bahn-

Stationen, die ich kenne. Es riecht nicht nach Plastik, sondern schlimmer, eine Mischung aus Urin und Müll und sehr viel Schweiß. Diese Stadt duldet ihre Bewohner nur, und auch mich wird sie höchstens dulden, und wenn ich Pech habe, tut sie nicht einmal das. Dabei darf ich nicht zurück, ich habe allen gesagt, dass ich elf Monate bleibe, und ich kann in der Fremde Fuß fassen, das will ich nicht nur mir selbst beweisen. Wahrscheinlich sollte ich vorerst das schön finden, was ich sehe, die kleinen gelben Wagen der U-Bahn zum Beispiel, die niedlich wie Spielzeugwaggons sind, und die Haltestellenmelodie, die ich mit viel gutem Willen als fröhlich bezeichnen könnte.

Am Freiheitsplatz werfe ich meine letzten Euromünzen in den Brunnen und lasse mich auf das Deck eines Doppelstockbusses schieben. Hier weht ein leichter Wind, hier ist der Dreck fern, und aus der Entfernung ist die Oper wirklich schön, ist die Musikakademie wirklich schön, ist die Kettenbrücke wirklich schön. Selbst der graue Fluss ist auf seine Art schön, auch wenn ich mich wundere, dass er in der Hitze nicht verdunstet. Zum dritten Mal creme ich meine Schultern mit Sonnenmilch ein und schlage in meinem Wörterbuch die Gebäude nach, die an mir vorüberziehen. Es kommt mir nicht sehr wahrscheinlich vor, dass ich mir Wörter wie *gyógyfürdő* oder *színház* merke. Nur *szerető* merke ich mir, *szerető* heißt Freund. Ich schließe die Augen und versuche, etwas aus den Zischlauten des Stadtführers zu fischen. Ich habe von Häftlingen gehört, die die Sprache ihrer Wärter nur durch Zuhören gelernt haben. Das kann nicht in diesem Land gewesen sein. Ein zweites Wort bleibt in meinem Kopf hängen,

*virág*. Obwohl es nicht nach Blumen klingt, steht es auf den Markisen der vielen Blumenläden. Ich könnte der Haushälterin einen Blumenstrauß kaufen. Sie hilft mir, so gut sie kann: Nachmittags, wenn wir vom Kindergarten kommen, schlüpfte die Kleine sofort in die Küche. Die Haushälterin bringt sie zurück, auf dem Arm, als wären die Hüftschmerzen, derentwegen sie ihre Stunden reduziert hat, nur ausgedacht. Sie murmelt leise Sätze vor sich hin, aus ihrem Mund klingen die Zischlaute warm und weich, und schaut uns beide nachsichtig an. Jedes Mal kommt die Kleine dann freiwillig zu mir, und ich sage mir im Stillen, dass nicht alle Kinder ihr neues Aupair binnen Tagen ins Herz schließen können.

Am Wochenende hat die Kleine ihren Trotz noch nicht verloren. Entschieden wählt sie im Bus, auf dem Weg zum Zoo, den Sitzplatz, der am weitesten entfernt von mir ist, und betrachtet mich kühl, als ich ihr am Einlass den Bollerwagen als Flugzeug verkaufen will. Sie möchte nirgendwohin fliegen, sondern die Ziegen füttern. Ich lenke den Wagen von Schattenfleck zu Schattenfleck, in meinem Nacken sammelt sich der Schweiß. Sekundenschnell ist sie ins Gehege geklettert und lockt mit einer Ladung Mais einen Ziegenbock an.

»Brauchst du noch was«, frage ich.

Die Kleine schüttelt den Kopf.

»Die Gute Seele hat uns ein tolles Picknick mitgegeben.«

Sie löst ihren Zopf und sagt nichts.

»Du gibst Bescheid, wenn du etwas willst, stimmt's?«

Die Eltern am Rand mustern mich verächtlich, und ein asiati-

sches Aupair, das trotz der Hitze in langen Hosen steckt, fängt an zu lachen. Auf steifen Beinen gehe ich zu einer Bank, ziehe mein Handy hervor und beginne zu tippen. Bisher habe ich meinem Freund alle zwei Tage geschrieben, am Wochenende will ich mehr Nachrichten schicken. Bestimmt gewöhnt er sich so schneller an unsere neue Situation, und dann antwortet er bald. Manchmal ist er langsam, so langsam wie die Kleine. Als ich ihn damals, nach dieser Party, zum ersten Mal anrief, wusste er mit meinem Namen nicht gleich etwas anzufangen. Ich brauchte drei Anläufe, um ihn von einem Spaziergang zu überzeugen, und drei Spaziergänge, um ihn von mir zu überzeugen. Seitdem liebt er mich, und ich glaube, er liebt mich umso mehr, weil er so lange gebraucht hat, um es zu begreifen.

Hinter mir plündert eine Horde Kinder einen defekten Futterautomaten. Der Automat spuckt Kugel um Kugel aus, ohne Münzen zu verlangen. Die Kinder halten sie den Kamelen hin, die sie mit ihren weichen Lippen von den Handflächen zupfen. Nur wenn ein Fotoapparat zu laut klickt, zucken die Tiere zurück. Ihre Augen sind groß wie Pflaumen und von einer bedingungslosen Treue. Eines der Kamele besitzt nur einen Augapfel. Auf der rechten Seite hat es eine Kuhle, die dicht mit Fell bewachsen ist. Diese Kuhle ist hässlich wie die Stadt, und doch schaue ich hinein. Wenn ich diesen Anblick ertrage, dann ertrage ich auch die grauen Straßenzüge, dann ertrage ich die Schwitzränder auf den Hemden und die Sirenen, die überall heulen, als würde hier ständig jemand ausgeraubt, ermordet, entführt, und wahrscheinlich wird hier ständig jemand ausgeraubt, ermordet, entführt, oder wieso



steht sonst überall Wachpersonal, das Lederstiefel trägt und an den Gürteln Schusswaffen?

Erst als neben mir jemand schreit, löse ich meine Augen von der Kuhle: Ein blondes Aupair staucht auf Englisch ein Mädchen zusammen. Offenbar hat es einem anderen Kind das Tierfutter weggenommen, doch statt seine Schuld einzugestehen, schreit es zurück. Ich glaube, ich kenne das Mädchen. Es ist Olivia aus dem internationalen Kindergarten, und auch das blonde Aupair habe ich dort schon gesehen. Als es aufsieht, schaue ich weg. Ich möchte jetzt nicht angesprochen werden. Solange mein Freund nicht geantwortet hat, kann ich keine Fragen zu meinem neuen Leben beantworten. Ich suche nach der Kleinen und entdecke sie schnell: Sie hat den Ziegenbock gezähmt, endlich lässt er sich die Hörner betasten.

Nach anderthalb Stunden, als sie zurückkommt, ist unser Bolterwagen verschwunden. Jemand muss ihn verwechselt haben, denke ich und will mir schon einen anderen nehmen, da sehe ich die Schlösser an den restlichen Wagen, und mir fällt das Pfand ein, fünf oder fünfzig oder fünfhundert Euro, vor Schreck kann ich den Betrag nicht umrechnen.

»Ich will mein Flugzeug zurück«, ruft die Kleine, »ich will es sofort wiederhaben!« Sie fängt an zu weinen, und ich erschrecke, denn ihre Tränen sind echt.

...





Foto: Sascha Nau

Katharina Bendixen, geboren 1981 in Leipzig, studierte Buchwissenschaft und Hispanistik und lebt als Autorin und Übersetzerin in Leipzig. Für ihre Texte erhielt sie mehrere Auszeichnungen, zuletzt ein Stipendium der Akademie Schloss Solitude und den Kranichsteiner-Literaturförderpreis (2014). Nach den Erzählbänden *Der Whiskyflaschenbaum* und *Gern, wenn du willst* (poetenladen Verlag 2009 und 2012) legt sie mit *Ich sehe alles* ihr Romandebüt vor.

»Was die Prosa von Katharina Bendixen ausmacht, ist die Genauigkeit des Blicks, das Wahrnehmen der Abgründe im Vertrauten, im Oberflächlichen und Routinierten. Die Autorin hat ein Gespür für das, was im Leben vor sich geht. Sie weiß, wo die Haken sind« *Kerstin Hensel*

Die Autorin dankt der Kulturstiftung des Freistaats Sachsen, der Akademie Schloss Solitude, der Stadtmühle Willisau und der Stadt Erfurt für die Unterstützung der Arbeit an diesem Buch. Für Recherchemöglichkeiten dankt sie dem Institute for Advanced Study an der Central European University und dem József Attila Kör in Budapest sowie dem Nikolaus-Lenau-Haus in Pécs. Ein herzlicher Dank geht an Moni und David.



**Katharina Bendixen**  
**Der Whiskyflaschenbaum**  
Erzählungen  
140 Seiten, 14.80 Euro  
Taschenbuchausgabe  
ISBN 978-3-940691-59-0

Ein bemerkenswertes Debüt. Katharina Bendixens Stil ist pointiert und schnörkellos. Szenen werden verdichtet und entwickeln sich zu Dramen.

*Deutschlandfunk*

*Der Whiskyflaschenbaum* drängt sich nicht auf. Man wird in die Erzählungen vielmehr hineingezogen wie in einen Strudel aus Assoziationen, Bildern und Momenten, die einen schauern lassen und tief berühren.

*Junge Welt*

Dieses Buch ist ungeheuerlich und trotz seiner strengen Komposition ein Lesegenuss, denn Bendixen kann erzählen.

*Am Erker*

Das ist kein Spiel mehr. Weder mit Worten noch mit der Angst. Katharina Bendixen jongliert nicht, sie macht ernst. Das Erzähldebüt der Leipzigerin beeindruckt mit sprachlicher Sicherheit und erzählerischer Konsequenz.

*Leipziger Volkszeitung*

Katharina Bendixen

## *Gern, wenn du willst*

Erzählungen



**Katharina Bendixen**

**Gern, wenn du willst**

Erzählungen

120 Seiten, 14.80 Euro

Taschenbuchausgabe

ISBN 978-3-940691-65-1

Die dreizehn Geschichten aus *Gern, wenn du willst* erscheinen alle aus einem Guss.

*Junge Welt*

Hingetuschte Lebensverunsicherungen sind diese kunstvoll verdichteten Kleintexte. Trotz seiner Empfindlichkeitsempfase sollte man diesen Band auf keinen Fall als Befindlichkeitsprosa missverstehen.

*Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Bendixen unterläuft Erwartungshaltungen. Dennoch fällt es dank knapper, anschaulicher Schilderungen leicht, in die Geschichten hineinzufinden.

*Neues Deutschland*

Katharina Bendixens zweites Buch ist ein sehr gelungenes Buch. Plätze und Handlungen sind sehr originell, es passt alles zusammen, eine echte Empfehlung, auch wenn es ein bisschen düster ist.

*Mitteldeutscher Rundfunk*

»Bin ich jetzt dran?«, frage ich, dann fange ich an zu reden. Ich erzähle von der Kleinen, von meinem eigenen Bad und von Marleens Horrorfamilie, von der sogenannten Prachtstraße, von Lilis Lieblingsgebäude, das ich vorübergehend zu meinem Lieblingsgebäude mache, und von der Sprache, die ich langsam lerne. Auf einmal weiß ich nicht mehr, warum mir die Stadt so hässlich vorgekommen ist. Während ich mit meinem Freund telefoniere, finde ich sie wunderschön.

Was die Prosa von Katharina Bendixen ausmacht, ist die Genauigkeit des Blicks, das Wahrnehmen der Abgründe im Vertrauten, im Oberflächlichen und Routinierten. Die Autorin hat ein Gespür für das, was im Leben vor sich geht. Sie weiß, wo die Haken sind.  
*Kerstin Hensel, Laudatio auf Katharina Bendixen als Erfurter Stadtschreiberin*

